

Die Zukunft

Herausgeber

Maximilian Harden

INHALT

	Seite
Das alte Deutschland	59
Was ich 1896 schrieb	59
Gestern oder morgen?	71
Noch flimmern Sterne	75
Alles ist wieder gut	86

Nachdruck verboten

Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 22 Mk., das einzelne Heft 2,00 Mk.



BERLIN

Verlag der Zukunft

SW47, Großbeerenstraße 67

1921

Abonnementspreis (vierteljährlich) M. 22.—, pro Jahr M. 88.—; unter Kreuzband be-
 zogen M. 24.60, pro Jahr M. 98.40. Erste Lagen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten
 entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 47, Großbeerenstraße 67, Fernspr. Lützow 7724.

Anzeigen - Verwaltung der Wochenschrift „Die Zukunft“
Verlag Alfred Weiner,
 Berlin W8, Leipziger Straße 39.
 Fernsprecher: Zentrum 702 u. 10617.



Liföre Carl Mampe

Die führende Marke

Regina - Palast am Zoo *Inhaber:*
Reeg & Arnold
 (Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche) *Telephon: Steinplatz 9955*
Kurfürstendamm 10 und Kantstraße 167-169
Täglich nachmittags
und abends: **Erstes Intern. Kammer-Orchester**
Dirigent: Otto Hartmann. Konzertmeister: C. Bartholdy.
Am Flügel: W. Lautenschläger

Wiener Restaurant *Friedrichstr. 88*
Mittelstr. 57-59
TELEPHON:
Zentrum 4086
KRZIWANEK
Pilsner Urquell ——— **Weltberühmte Küche**



Bestes
 zur Pflege
 der Zähne.

Hermann A. Weiß

Sonderfabrik für Feuerzeuge und Gasanzünder

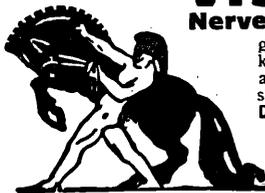
Dresden, Kleine Packhofstraße 6

Fernsprecher Nr. 17 194.

Drahtschrift: „Odin“ Dresden.

Schlaflosigkeit?
 Kopfschmerz?
 Nervös?

Nimm:



VISCITIN - Nerven-Krafttabletten

gegen Schlaflosigkeit, bei
 körperl. und geist. Ueber-
 anstreng., bei Erregungszu-
 ständen u. allg. Abspannung!
 Diabetiker - Extrapackgn.

Zu haben in allen Apo-
 theken u. Drogerien.
 Chemisch-pharmazeut.
 Schöbelwerke, Dresden 16.

— Korpulenz —

Fettleibigkeit beseitigen Dr. Hoffbauer's ges. gesch.
Entfettungstabletten

Vollkommen unschädli. und erfolgreichstes Mittel gegen Fettsucht und über-
 mäßige Korpulenz, auch ohne Einhalten einer bestimmten Diät. Keine Schilddrüse.
 Leicht bekömmlich. — **Gratis - Broschüre auf Wunsch.**

Medan-Apotheke, Berlin SW 414, Leipziger Str. 74 (Dönhoffpl.) Amt Zentr. 7192.



Berlin, den 15. Januar 1921

Das alte Deutschland

Was ich 1896 schrieb

Zwei Jahrhunderte sind fast verstrichen, seit Kurfürst Friedrich von Brandenburg ins alte Adlerland zog, um sich zum König in Preußen krönen zu lassen. Der Zug war prächtig und das Gefolge so groß, daß zur Beförderung des Hofgesindes dreißigtausend Vorspannpferde auf die Beine gebracht werden mußten; aber der aufrechte Mann, der dem Troß gebot, war doch nur ein Vasall des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, war ein Dienstmann des Kaisers. Der Oesterreicher Leopold brauchte für den drohenden Kampf gegen Philipp von Anjou, den Enkel Ludwigs des Vierzehnten, die Hilfe Brandenburgs und entschloß sich deshalb, den Kurfürsten als König anzuerkennen, unter der Bedingung, daß Friedrich sich verpflichte, die Vorzugsrechte des Hauses Oesterreich auf die spanische Erbschaft mit Waffengewalt zu vertreten. Hätte der Enkel des Sonnenkönigs nicht den österreichischen Erbanspruch angefochten, dann wäre der päpstliche Einfluß am wiener Hof mächtig genug gewesen, um das Ereigniß vom achtzehnten Januar des Jahres 1701 zu verhindern. Ein starkes deutsches Nationalbewußtsein gab es in dem jungen Preußenstaat so wenig wie im übrigen Deutschland; wohl fand die patriotische Satire bei dem volkstümlichen Geschmack Anklang, aber die Dichtung brachte es, trotz Grimmelshausen, Christian Weise und dem schwülstigen Ar-

mindichter Lohenstein, nicht zu einem lebensfähig erneuten deutschen Stil und die Zeit brach heran, wo Gottsched das Kunst drama im Sinn des engen französischen Klassizismus als einziges Heil der deutschen Schaubühne verkünden sollte. Höchstens von einer mählich sich bildenden Preußensitte konnte man damals reden, von der später der große Fritz spöttisch meinte: „Unsere Sitten fingen an, weder denen unserer Vorfahren noch denen unserer Nachbarn zu gleichen: wir waren original und hatten die Ehre, von einigen kleinen deutschen Fürsten verkehrt kopirt zu werden.“ In diesem Sittenklima fühlten die feinsten und freisten Geister sich nicht heimisch. Preußen mehrte, durch kühnen Muth und kühle Beschränkung, wohl seine Macht, aber es wurde den höher gestimmten Seelen noch nicht ein Vaterland, es war noch nicht der fruchtbare Wurzelboden, in dem der starke Stamm deutschen Gedeihens sicher ruhen konnte. Die Besten retteten sich aus der dumpfen Heimath in den verschwimmenden Begriff einer Weltbürgerlichkeit, der das alte Stammesbewußtsein eben so fremd war wie das Nationalgefühl unserer Tage; Preußens größter König hatte für die derben, manchmal auch tölpelhaften Regungen des deutschen Geistes nur Hohn und Spott und der kluge Dichter, dessen jugendliche Begeisterung nicht bis ins Innere des preußischen Hofes vordringen durfte, Lessing, der mit der blinden Parteilichkeit der Kampf Stimmung unsere Dichtung von den Franzosen befreite, konnte, dennoch, an Gleim schreiben: „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes keinen Begriff und sie scheint mir aufs Höchste eine heroische Schwachheit, die ich wohl gern entbehre.“ Der Sturm, der die Luft reinigen und den Flugsamen eines neuen Gefühles ins deutsche Land wehen sollte, kam aus Frankreich: klirrend zerbrach in den Wettern der Schreckenszeit der Hort der Legitimität; und als die Völker Europas sich von dem ersten Entsetzen über das blutige Ende des sechzehnten Louis erholt hatten, sahen sie sich nach einem neuen Talisman um, dessen Besitz die bange Bestürzung bannen könnte. In seiner Hofburg zitterte der Kaiser, wie einst in den Tagen Wallensteins, denn vom Westen her dröhnte schon der Siegerschritt seines Erben und die Reichsherrlich-

keit neigte gegen Abend; aber schon mahnte auch der Dichter, der eben den Ruhm und den Untergang des Friedländers gesungen hatte, ans Vaterland sich, ans theure, zu schließen, schon gaben Fichte, Arndt und Jahn dem deutschen Volksthum ein von schöner Schwärmerei verklärtes Bild seines Wesens. Die Siege Friedrichs des Großen hatten in Preußen die nationale Begeisterung geweckt, der literarische Sturm und Drang hatte sie in wilden Gewittern über ganz Deutschland gefegt, die französische Revolution hatte die ständische Gliederung des Mittelalters niedergerissen und die Volksgenossen aus dem Feudalzwang befreit; während der fremde Eroberer verheerend über die deutschen Gefilde stampfte, keimte in dem mit edlem Blut gedüngten Erdreich schon die Saat, deren Erntetag ihn vernichten sollte. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation brach zusammen und Kaiser Franz erklärte sechs Tage nach dem Bubenstreich der Rheinbundfürsten „das reichsoberhauptliche Amt“ für erloschen; im Schoß der Volkheit aber entband der Zorn über die Schmach des Vaterlandes ein neues Gefühl, ein Gefühl, stark wie der Tod und heiß wie der Haß, unter schweren Wehen und harten Stößen ward das Nationalbewußtsein des neunzehnten Jahrhunderts geboren und zum ersten Male sprach man laut und froh wieder von der *teutonica patria*. Damals schrieb Karl von Villers: „Die französischen Heere haben die deutschen geschlagen, weil sie stärker sind; aus dem selben Grunde wird der deutsche Geist schließlich den französischen Geist besiegen. Die Vorsehung hat ihre eigenen Wege.“ Das Volk stand auf, der Sturm brach los und Preußen wurde der führende deutsche Staat; aber die Trias Talleyrand, Castlereagh und Metternich sorgte dafür, daß ihm nach ruhmvollem Ringen der Kampfpreis verkümmert wurde. Noch einmal, wie im Rastatter Frieden, wurde Deutschland um die alte Westmark geprellt und bis zur Einigung der deutschen Stämme schien der Weg fast so weit wie zuvor. Die Dichtung des Befreiungskrieges und des Jungen Deutschlands, die Wissenschaft des Rechtes, der Geschichte und Volkswirtschaft: sie alle waren von dem Sehnen nach einem Ziele erfüllt; aber die nationale Zukunft ließ sich mit trunkenen Träumereien und spitzen Spekulationen nicht her-

beizaubern. Auch dem Mühen der wohlmeinenden Männer, die in der frankfurter Paulskirche wähten, der Machtspruch eines Parlamentes könne ein Deutsches Kaiserthum schaffen, blieb der Erfolg versagt. Die Auseinandersetzung mit Oesterreich, Preußens und des protestantischen Deutschlands ältestem Feind, die wirthschaftliche Entwicklung und ein neuer Franzosenkrieg waren nöthig, damit der deutsche Traum Wirklichkeit werden konnte. Eine französische Bedrohung hatte dem Kurfürsten von Brandenburg die Preußenkrone gesichert; ein französischer Erobererzug hatte das deutsche Nationalbewußtsein entzündet und geschürt, daß es in prasselnden Flammengarben gleich vom Rhein bis zur Memel leuchten konnte; eine französische Herausforderung sollte die Sehnsucht ans Ziel führen. Langsam, leise und klug wurde um die Wende des Jahres 1870 das Werk der Einheit bereitet, Vorurtheile und Bedenken, alter Groll und erwachende Furcht wurden mit milder Gemächlichkeit überwunden und endlich brach der achtzehnte Januar an, wo in dem Prunkschloß des Sonnenkönigs, das in goldenen Riesenlettern einst „à toutes les gloires de la France“ geweiht worden war, ein König von Preußen als Deutscher Kaiser begrüßt werden konnte. Diesmal gab es keinen höfischen Prunk: nur der Glanz der sieghaften Waffen erhellte die Feier, der das Bahrtuch von hundert- und dreißigtausend deutschen Männern den Hintergrund mit düsterer Trauer umflorte, und für den Krönungsalut sorgten die Geschütze vom Mont Valerien; der Preußenkönig aber, der in bescheidener Würde jetzt die Wiederherstellung des Deutschen Reiches verkündete, war keinem irdischen Lehns Herrn mehr unterthan und zum Wehrdienst verpflichtet.

Auch wenn man flüchtig nur auf dieses große Stück preußisch-deutscher Geschichte zurückblickt, begreift man leicht, mit welchen Empfindungen der Festtag begrüßt werden muß, der dem deutschen Land heute heraufsteigt. Viel hohles Pathos lärmender Prologe wird ihn geräuschvoll verherrlichen, die Märchenpracht des Kyffhäusers wird sich aufthun und vom Kaiser Rothbart und seinen Raben wird in fertigen Sätzen, die fettig glänzen wie verbrauchte Scheidemünze, Manches geflennt und gejubelt werden. Ob freilich alldieses Getöse an die Höhe und Tiefe eines Gefühles heran-

reichen wird, wie es im Herzen der Aelteren die Wiederkehr des Tages lebendig macht, der statt eines geographischen Begriffes ihnen ein fest gefügtes Vaterland gab? Ob der Feiertag die Jüngerer, die als reiche Erben in den von Aelteren mühsam erstrittenen Besitz hineingeboren wurden, daran mahnen wird, was sie zu wahren, was zu verlieren haben? Der rechte, zuversichtliche Glaube will sich nicht einstellen, Wir haben in der letzten Zeit zu viele Feste erlebt, zu viele Reden und Rufe ertragen: und durch gehäufte Wiederholungen gewinnt das zuerst zündende Wort nicht an Kraft, der mahnende Ruf nicht an Wirkung. Ein Volk, dem unaufhörlich neue Sensationen zugemuthet werden, das gar nicht mehr zur Ruhe, zum sicheren Vertrauen auf eine stetige Führung kommt, verliert mählich auch die Fähigkeit, zwischen Wichtigem und Nebensächlichem zu unterscheiden. Wer nicht lügen will, kann nicht leugnen, daß der Geburtstag des Reiches nicht in der Stimmung begangen wird, die man hoffen und wünschen durfte, nicht mit der Einmüthigkeit des Wollens, die zu Bismarcks achzigstem Geburtstag froh und stärkend sich ringsum regte. Auch damals blieben breite Volksschichten kühl und stumm dem Feste fern, hitziger Haß spielte Geifer und Galle und unter den Gratulanten war Mancher, der nicht jeden Schritt des Gefeierten gut heißen mochte. Aber die Scheidung der Geister war doch klar und wohlthätig: die Feinde des historisch Gewordenen traten grolend bei Seite, Alle, die in dem ganzen Werk Bismarcks, trotz starkem Schatten, die leuchtende Größe erkannten, scharten sich dicht zusammen und merkten freudig erregt, daß sie nicht im Reichstage zwar, der längst nicht mehr ein Spiegel der Volksstimmung ist, aber im Reich die sichere Mehrheit hatten. Noch einmal, am Tage von Sedan, zeigte sich das selbe erhebende Schauspiel, noch einmal regte sich die selbe Einmüthigkeit im Gruß einer großen Vergangenheit. Heute, wo Jeder fühlt, daß der ernste Sinn der Feier mehr der Gegenwart und der Zukunft gilt, sieht das Bild, leider, anders aus: billige Allgemeinheiten werden ausgebrüllt, jede Partei prahlt mit ihrem Antheil an dem gewaltigen Werk, da oder dort spricht auch wohl ein bedeutender Mann ein gewichtiges, widerhallendes Wort; aber die rechte Feststimm-

ung fehlt und die Männer sogar, die im Werden der deutschen Einheit die Erfüllung sehrender Träume sahen, müssen sich künstlich offerstzu lauter Begeisterung stimmen. Schwarze Sorge liegt über dem Land und verdüstert die Freude am glorreich Vergangenen; höhrend fragen die Feinde, ob das neue Reich wohl ein zweites Jubiläum erleben wird; grämliche Betrachter erinnern an die Zeit, da der letzte deutsche Karolinger, ein irrlichtelirendes, von wechselnden Einflüssen bestimmtes Kind, das Reich, das seine Ahnen groß und mächtig gemacht hatten, in steigende Unsicherheit und Verwirrung stürzte und endlich in voller Zersetzung hinterließ; Deutschlands herrlichster Historiendichter, Heinrich von Treitschke, der mit der zornigen Begeisterung eines alten Propheten den deutschen Volkshort hehüetet, unterstreicht in wüthig warnender Trauer die Zeichen des Niederganges; und der Schöpfer des Reiches verschweigt nicht den Wunsch, den Verfall seiner Schöpfung nicht bis ans Ende zu schauen. So sieht, wenn man die ungesunden Nebel der Lüge und Heuchelei muthig hinwegbläst, die Stimmung aus, in der die besten Deutschen den ersten Jubeltag des Preußischen Reiches Deutscher Nation begehen.

Es wäre frevelnde Thorheit, diese Stimmung zu verschweigen: aber es wäre die Art thatenloser Feigheit, sich in zager Verzweiflung ihr hinzugeben. Der wunde Fleck am Körper der deutschen Volkheit darf nicht mit festlich bemaltem Papier überplastert, aber er darf auch nicht wohlgefällig zur Schau gestellt werden, daß die Volksgenossen nur in dumpfem Brüten noch dabei verweilen. Näher vielleicht, viel näher, als Mancher glaubt, ist die Stunde, wo die deutschen Menschen mit gesammelter Kraft zu vertheidigen haben werden, was Andere für sie erwarben, und diese Stunde darf sie nicht muthlos kränkelnd, nicht im trügen Dämmern der Trübsal treffen. Mit Fug ist an die Jugend, der die Zukunft gehört, der Ruf ergangen: Spartam nactus es, hanc exorna! Diese Jugend, die nur selten noch weiß, wie lang und wie steinig von Jena bis Sedan der Weg war, und die schwer erkämpfte Wirklichkeit, das Höchste, was erreicht werden konnte, an blinkenden Idealen mißt, hat die tiefsten Eindrücke in den letzten, schlimmen Jahren em-

pfangen und ist deshalb geneigt, den Werth des Ererbten zu unterschätzen und in schönere Träume, in überirdische und übermenschliche Mystik, zu flüchten. Das ist nicht wunderbar; zu oft ist ihr ein jäher Wechsel des Glaubens und Werthens angesonnen, zu oft befohlen worden, anzubeten, was gestern verbrannt, und zu verbrennen, was gestern angebetet werden sollte, als daß sie noch ein sicheres Urtheil über den nationalen Besitz, noch die schamhafte Ehrfurcht vor dem Gewordenen sich bewahrt haben könnte. Jede Jugend, die wirklich jung ist, erhebt sich als ein Revolutionär: sie pocht an die Thüren der Alten und heischt Einlaß, sie fordert in den Meisterwerkstätten ihren Platz, ihren Theil an den Thaten des Tages, und will von den alten Göttern nichts wissen. Wer dieses Jugendempfinden geflissentlich nährt und immer wieder zeigt, wie über die wichtigsten Einrichtungen und die kostbarsten Güter des Volkthumes das Urtheil schwankt, Der soll sich nicht wundern, wenn dem erwachsenen Geschlecht die dankbare Freude am Ueberkommenen schwindet und das Ziel sittlicher Erziehung verfehlt wird. Und doch ist zu froher Dankbarkeit noch Anlaß genug und kein Volk darf ungestraft den Versuch wagen, das feste Tau, das es an seine Vergangenheit knüpft, mit raschem Griff zu durchschneiden. Wir sind nicht so arm an führenden Geistern, wie es scheint, weil Unzulänglichkeiten und Mittelmaßigkeiten eine unfruchtbare Politik mehr leiden als leiten; wir sind nicht so schwach, wie man glauben könnte, wenn man Tag für Tag hört, welche Gefahren uns von einem inneren Feinde drohen; wir sind nicht so verkommen, wie man in der überhitzten Stickluft der Großstadtkultur und unter dem Gifthauch ihrer papiernen Wucherpflanzen annehmen möchte. Das Deutsche Reich hat in den fünfundzwanzig Jahren seiner Geschichte nicht Geringes geleistet, in der Wissenschaft und in den Künsten, in der Technik und im Gewerbefleiß; es hat eine Verfassung, die, wie alles Menschenwerk, unvollkommen ist, die aber, richtig verstanden und sorglich beachtet, jeden Uebergriff und jeden Unverstand hindern und zu allem Guten und Großen den Weg öffnen kann. Taugen die beamteten Führer uns nicht, die sich des Regirens vermessen: wir brauchen ihnen nicht zu folgen;

ist die Mehrheit der Nation mit der amtlichen Politik unzufrieden: sie kann ihren gekrönten Vertrauensmann überzeugen, daß eine andere Bahn beschritten werden muß. In der Verfassung des Deutschen Reiches ist das Volk selbst zum Herrn seiner Geschicke gesetzt und sich selbst, nicht die Einrichtungen, hat es anzuklagen, wenn es ihm auf weiter Wegstrecke schlecht geht und es abermals, wie so oft schon in seiner Geschichte, sich nicht lange auf der Sonnenhöhe zu halten vermag. Die Einrichtungen sind brauchbar und nützlich; aber: sind sie nach ihrem wahren Werth der gleichgiltig gaffenden Masse auch bekannt, die am Ende wohl gar nicht weiß, was dieses neue Deutsche Reich im Leben des germanischen Stammes bedeutet?

Der Anblick der Reichskleinodien wird das Wesen des Reiches nicht deuten helfen. Die Zeit ist lange entschwunden, wo man in Krone und Szepter, in Reichsschwert und Reichsapfel Reliquienkraft zu finden wähnte, den eingehämmerten Segen mächtiger Heiligen, und wo dem gekürten Manne sein Königsrecht erst dadurch geschaffen ward, daß er Kappe und Krone, Speer und Szepter empfing. Die Reichskleinodien sprechen zu unserem Empfinden nicht, das in dem Kronenträger den persönlichen Werth schätzen will und das wunderliche Pomum mit kühlem Staunen betrachtet. Als in Berlin der erste Deutsche Reichstag eröffnet werden sollte, schob der Kronprinz den uralten Stuhl der Sachsenkaiser an die Stelle des preußischen Königsthrones; der immer zu holder Schwärmerei und prunkenden Schauspielen geneigte Mann, der sich später, in Erinnerung an Maximilians Vater, am Liebsten Kaiser Friedrich den Vierten genannt hätte, wollte symbolisch damit andeuten, daß die neue Kaiserwürde als die Fortsetzung der alten römisch-kaiserlichen Majestät zu nehmen sei. Damals galt es, alle im deutschen Gemüthsleben wirkenden Kräfte, auch die mythischen und mystischen, lebendig zu machen. Ein Volkskrieg kann zum Sieg nur für eine Allen heilige Sache geführt werden; und es war für den Ausgang des großen Krieges gewiß nicht gleichgiltig, daß die Franzosen sich für Louis Napoleon schlugen, den Mann mit dem Speck am Hut, während die Deutschen für die alte Reichsherrlichkeit kämpften und die Brüder aus Süden noch die schimpfliche Rheinbunds-

schmach in heißem Gallierblut abzuwaschen hatten. Damals war es erlaubt, war es vielleicht geboten, auch die Schemen in den entscheidenden Kampf mitzuschleppen, daß sie, ein gespenstisches Heer, aus Wolkengebilden den treuen Truppen Trost zuwinken und den Widersacher verwirren konnten. Aber der Friede kam: und schon mahnte die Zeit, den verschlissenen Plunder in die Rumpelkammer zu weisen. Daß es nicht geschah, daß sogar in der Kaiserproklamation das „Wahrzeichen der alten Herrlichkeit“ eine Stätte fand, war vielleicht des stolzen, romantisch gesinnten Kronprinzen Werk. Weder über den alten Kaiser noch über Bismarck hatte die Weltanschauung des Mittelalters Gewalt; sie gaben dem Reich die preußische, schwarzweiße Färbung. Neben ihnen aber waren noch andere Kräfte thätig; war besonders der lebenswürdige Thronfolger bemüht, den schönen Schein einer bunten Zeit in die moderne Nüchternheit hinüberzuretten. So entstand der krause Begriff eines Preußischen Reiches Deutscher Nation, so schwang in dem ersten frohen Gruß der Kaiserlocken schon ein falscher Ton mit und weckte ein unheilvolles Echo. Der Ursprung des Kulturkampfes wurzelt in dem Mißverständniß, es solle, wie zur Zeit Ottos des Dritten und Sylvesters, die *Renovatio Imperii Romanorum* unternommen, das Römerreich erneut werden. Das Mißtrauen des Südens sog immer erneute Kraft aus der Furcht vor einer Verpreußung. So lange Bismarck, den der leise Kaiser gewähren ließ, sein Werk selbst betreuen durfte, wurde weder der preußische noch der römische Ton zu laut und zu herausfordernd angeschlagen; der Schöpfer empfand mit genialem Instinkt, was seiner Schöpfung frommen, was schaden konnte. Heute, kein ernster Mann täuscht sich darüber, hat sich das Klingen des falschen Tones schlimm verstärkt und mit ihm das Gefühl, daß wir in unwahrhaftigen Zuständen leben. Und wie im Innern gegen den allzu steifen Preußenzopf sich mancher Widerspruch regt, so stammt ein beträchtlicher Theil der Gefahren, die uns draußen umlauern, aus der Furcht vor einem werdenden Weltkaiserreich.

Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation ist tot und eingeurnt und alle guten Geister des deutschen Volkes mögen uns vor seiner spukhaften Rückkehr gnädig bewahren.

Es starb nicht erst an jenem sechsten August 1806, wo Kaiser Franz, um die Hausmacht Oesterreichs zu retten, den Reif der Karolinger ablegte. Es hatte durch Jahrhunderte schon nur ein kümmerliches Dasein gefristet und von dem gewaltigen Streich sich nie wieder erholt, mit dem Luther es traf, als er den Staat von der Vormundschaft der Kirche befreite. Die Gestalten Caesars und Peters waren vereint durch die Geschichte geschritten; sie hatten mit einander um die Herrschaft gekämpft, aber sie waren nicht von einander zu trennen, sie blieben die unlöslichen Elemente einer einheitlichen Macht. Als der breite Schatten Luthers sich zwischen ihnen aufreckte, brach die neue Zeit an: das Gewölk des Mittelalters wich und mit der Sacra Caesarea Majestas war es für immer vorbei. Wohl wirkte der Fluch der alten Kaiserei noch lange fort und alle Künste theokratischer Mythenbildung wurden aufgegeben, um dem jeweilig regirenden Hause gläubige Anbetung zu sichern; aber das Reich verfiel, es wurde zum Spott der Nachbarvölker und keinem Kaiser gelang je noch, mit dem Schein auch das Wesen der Macht zu bewahren. Keinem: selbst dem Größten nicht, der jemals gegen die Geschichte zu herrschen versuchte. Bonaparte, der das feinste Gefühl für den Punkt hatte, von dem aus man einen Volksorganismus stärken oder zerstören konnte, war taub und blind für die lauten und sichtbaren Lehren der Geschichte. Er ging zu Grunde, weil er, der Sohn und der Exponent der Revolution, der Erbe des Caesar Augustus und Karls des Großen sein wollte. Im Mai des Jahres 1804 konnte der Mann, der so gern prahlend von seinem Leben als Unterlieutenant der Artillerie sprach, unter dem Segen des Papstes den Scheitel mit dem Diadem der Karolinger schmücken und das römische Kaiserthum von den lothringischen Habsburgern in das Haus Bonaparte herüberzerren. Er konnte sich als das gebietende Haupt, das caput, der Christenheit fühlen und dazu noch den heidnischen Traum der Cyrus und Alexander weiterweben: er blieb doch nur der letzte Plagiator der verklungenen Römerherrschaft. Weil er der Welt gebieten wollte, waffnete sich gegen ihn eine Welt. Weil er sich dreist gegen das Rad der Geschichte stemmen wollte, verstreute der Genius der Geschichte seine Erobererbeute bis auf die winzigste

Spur. Die Zeiten des römischen Prinzipates waren vorüber und kein sterblicher Mensch konnte dem verlebten Leib des Universalreiches noch einmal den beseelendem Odem einhauchen. Elf Jahre nach dem Taumelrausch seiner Krönung lag der letzte Imperator geknebelt am Boden. Auf seinen Grabstein hätte man die Inschrift setzen können, die, zwischen brüchigen Trümmerhaufen, von einem Kreuzfahrerkastell in Syrien herab den Wanderer grüßt: *Sit tibi copia, sit sapientia, formaque detur; inquinat omnia sola superbia, si comitetur.*

Auch die Beherrscher des neuen Reiches sollten dem warnenden Wahrspruch nachdenken. Das Jahr, das den Untergang des letzten Imperators heraufführte, sah die Geburt des Mannes, der von altem Spuk uns nicht nur erlösen, der auch das neue, helle und luftige Haus den Deutschen erbauen sollte. Luther hat der alten Kaiserherrlichkeit die Wurzeln zerschnitten; Bonaparte hat den abgestorbenen Stamm in ein künstlich erhitztes und dadurch ausgedörrtes Erdreich verpflanzt; Bismarck hat weise gewartet, bis aus der natürlichen Kraft des heimischen Bodens ein gesunder Trieb zum Licht emporschoß, den er pflegen, beschneiden, einzäunen und vor Raupenfraß schützen konnte. Seitdem ist der innerlich unwahre Gedanke, der einem verhängnißvoll falschen Idealismus entsprang, überwunden und abgethan; und er sollte selbst in pomphaften Aeußerlichkeiten nicht ferner mehr mitgeschleppt werden. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation ist tot und ein neues Geschlecht kann mit einer Leiche auf dem Rücken nicht leben, nicht in lustigem Ringen die Kräfte regen. Kein noch so dünner Faden verbindet uns mit dem Leintuch, in dessen Falten das schlotternde Gespenst hustend einherkeucht, und Barbarossas Raben sind uns nur die krächzende Erinnerung an ein Kinderstubenmärchen. Wir haben ein Deutsches Kaiserthum, wir wollen unser eigenes Leben bewahren und, wenn wir schon den römischen Kaisernamen mit in den Kauf nehmen müssen, doch nicht bei Caesaren, Ottonen und Saliern, sondern bei den besten Hohenzollern das zu Wohlthat Ueberlieferte suchen. Die alten Kaiser kümmerten sich um Gott und die Welt, am Meisten um ihre Hausmacht, und darüber ging des Reiches Wohlfahrt zum Teufel.

Ein neudeutscher Kaiser hat genug zu thun, wenn er nur für Deutschland sorgt und dabei bedenkt, daß sein Volk Ellenbogenraum braucht und daß die germanische Vormacht sehr ernste Pflichten hat. Er soll und er darf kein Herr sein, der seine Hand über die ganze Erde streckt und sich im trügenden Schein einer Allmacht und Allgegenwart sonnt. Wir sind nicht reich und nicht ungefährdet genug, um uns den Luxus der alten Kaiserei gestatten zu können, deren überladene Pracht heute nur noch als unnöthiger und unnützlich Ballast das umbrandete Staatsschiff beschwert. An dem Bourbonenhof spottete man einst darüber, daß in Sanssouci kein Oberstkämmerer dem König das Nachthemd reiche; als aber die Bourbonenkrone in dem dicken Dunst höfischer Vergottung längst blind und rostig geworden war, stand der Staat Fritzens noch aufrecht. Die Hohenzollernhygiene hat sich bewährt: sie hat den Geist gestählt, der schließlich, wie Karl von Villers ahnend voraussah, den französischen Geist besiegen konnte. Ob dieser deutsche Geist aber in seiner schlichten Reinheit bewahrt werden kann, wenn der Unsinn einer theokratischen Mystik wieder aus der Gruft beschworen wird und man in Deutschland sich in die Franzosensitte schickt, geräuschvoll auf ein fabelhaftes Prestige hinzuarbeiten? Gewiß nicht: und deshalb müssen wir, ehe es zu spät ist, aus unwahrhaftigen Zuständen heraus, deshalb muß der moderne Bau von romantischem und feudalem Moder gründlich gereinigt werden. Ueber Absolutismus und ständische Gliederung läßt sich reden, wenn sie in alter Staatseinrichtung wurzeln und offen vor allem Volke bekannt werden; sie würden unerträglich, wenn sie unter der dünnen Decke einer demokratischen Verfassung fortwirken wollten. Und sehr viel schlimmer noch als die innere Gefahr wäre die Bedrohung von außen. Die Welt duldet Universalherrschaftspläne heute noch weniger als in der Zeit Bonapartes und gegen einen allerletzten Imperator würde sich ein Völkerbund bilden, dem der Stärkste selbst machtlos unterliegen müßte. Nicht nur, um die Empfindlichkeit der Habsburger zu schonen, haben die Hohenzollern auf die stolzen Titel der Staufer verzichtet und der Zeit ein Ende gesetzt, wo der Freiherr von Gemmingen schreiben konnte; „Das Haus

Oesterreich kann nur das Oberhaupt oder der Feind des Deutschen Reiches sein“, sondern in weislicher Selbstbeschränkung und in der Erkenntniß, daß eines modernen Staates komplizirtes Gefüge die ganze, gesammelte Mannesarbeit eines Herrschers verlangt und ihm nicht Muße läßt, sich an bunten Tand zu verlieren oder der widerstrebenden Welt den Schein neuen Imperatorenthumes aufzudrängen.

Das neue Deutsche Reich kann nicht römisch, aber es darf auch nicht preußisch sein. Der Reif, der den Scheitel des Hohenzollernkaisers schmückt, ist nicht das Diadem Karls des Großen und Bonapartes, aber er ist auch nicht die Preußenkrone, die Kurfürst Friedrich von Brandenburg im alten Adlerland einst aufs Haupt setzen durfte. Der Weltherrschaftswahn würde uns draußen, das starre Preußenthum würde im Innern gefährliche Feindschaft erzeugen. Preußen hat gewiß Großes an Deutschland gethan; nun aber ist endlich der Tag gekommen, wo Preußen dem deutschen Einfluß die Flanken weit öffnen und das Land, das den Germanen, nicht dem Mischvolk der Borussen gehört, von dem cauchemar prussien, dem preußischen Alb, für immer befreien muß. Der junge Riese mag sich nicht in das Leichenlinnen der verplünderten Reichsherrlichkeit hüllen, doch auch die rauhe wollene Preußenjacke ist ihm zu eng und das helle Haupt will er dann nur in die Pickelhaube zwängen, wenn wieder ein frevler Feind ihn zu den Waffen ruft. Das Deutsche Reich, das die große Aufgabe hat, bescheiden und fest, stark und gesittet dem Germanenstamm auf der bewohnbaren Erde Raum zu sichern, muß deutsch sein und deutsch bleiben und von allem Trödelkram einer toten Vergangenheit sich entschlossen scheiden.

Gestern oder morgen?

Ein Vierteljahrhundert ging, seit ich diese Sätze hier veröffentlichte. Und der Rückblickende darf, weitab von eklem Hang in Selbstbespiegelung, sagen, daß in der Darstellung (vom achtzehnten Januar 1896) die Deutschland bedrohende Doppelgefahr richtig erkannt worden ist; darf wohl auch aussprechen, daß des Reiches Erlebnis sich nicht so düster umflort hätte, wenn vor Millionen, nicht hier nur, vor einer

eng begrenzten Leserschaar, mit unerweichlichem Ernst, immer wieder, die Warnung laut geworden wäre. Unholde Vorzeichen hatten schon um die Wochenstube Germanias gewittert. Der Brief eines (damals fast noch liebenswürdig) irren Wittelsbach entriegelte das den Weg zur Kaiserkrönung sperrende Thor, der Brief eines vom kranken Sexus aus zerstörten Hirnes, das münzbaren Sondervortheil, nicht des deutschen Volkes Veredelung in Freiheit, besann und aus dem die Verachtung der fränkischen Emporkömmlinge nie völlig schwand. Der alte Wilhelm „war nicht frei von der Neigung, den anderen Dynastien die Ueberlegenheit der eigenen unter die Augen zu rücken“ (Bismarck); wollte Kaiser von Deutschland, nicht Deutscher Kaiser, heißen und grollte dem Kanzler, der die Proklamirung dieses Titels nicht zuließ. „Er hat mir diesen Verlauf (der Feier in Versailles) so übel genommen, daß er beim Herabtreten von dem erhöhten Stande der Fürsten mich, der ich allein auf dem freien Platz davor stand, ignoirte, an mir vorüberging, um den hinter mir stehenden Generalen die Hand zu bieten, und in dieser Haltung mehre Tage verharrte.“ Das flüchtig schweifende Auge mag glauben, nur Kleinstreit um eine Titelfrage habe diese Kluft aufgerissen. Das Deutschland der bismärckischen Vision war eben, in Tiefen und Höhen, doch anders als das den Hohenzollern bequeme. Hinter dem seit der Flucht auf dem Postwagenbock und der Stunde drohender Entthronung fügsam, bäuerisch klug gewordenen alten Herrn stand der halb anglisirte, halb noch in den Prunk des absurdesten Mittelalters gekleidete Thronfolger, der alle Bundesfürsten, außer dem preußischen, entmachten wollte und dessen deutsche Politik von dem Aerger darüber bestimmt war, daß ein Zollern nicht an jeder Pforte den Vortritt habe. Auch er hätte, als Alternder und an der Hand der mit englisch nüchternem Verstand und koburgischem Wittervermögen begabten Frau, sich in Nothwendigkeit gebückt. Verhängniß wollte, daß er totkrank erst, mit durch die Silberröhre röchelndem Athem, den Thron erklimmte; daß eine ganze Generation deutscher Menschen, vom Warten, freilich, schon müder, ausfiel. Und was nach dem stummen Kaiser kam, brennt noch in jedem wachen Gedächtniß. Auch, daß auf den Wink dieses weibischen Heldenspielers ein

unechtes Preußenthum sich zu spreizen begann. Auf den Wink Dessen, der die paar noch kräftigen Wurzelfasern Preußens zerpupfte, wie eines Knaben hastende Hand die Mechanik seines Spielzeugs, und den neun Zehntel seines Adels früh verachten lernten. Wo schlug denn Preußens Herz? Das Fritzens (in dem Genie die Perversion, die Verweibung des Wesens bis an die Greisenschwelle überstrahlte) hörte schon zehn Jahre vor Jena zu schlagen auf; hat kaum länger als Bismarcks Deutsches Reich den Puls behalten. Preußens Retter aus Noth waren nicht im Lande des Schwarzen Adlers geboren. Stein: Nassauer; Scharnhorst: Hannoveraner; Bismarck: zwar eines Junkers Sohn, doch mit slawischen (Ketzer behaupten sogar: mit einzelnen semitischen) Blutkörpern in den Adern, den urpreußischen Spätquitzows immer ein Gräuel und, als Fürst aus Genieland, den Themistokles, Caesar, Dante, Shakespeare, Cervantes, Pascal, Bonaparte näher verwandt als irgendeinem Arnim, Dohna, Zitzewitz. Seines Preußens Werkkraft war er; vor ihm der Jammer von Olmütz und Bronzell, wo ein Trompeterschimmel für Preußens Ehre starb, nach ihm die Sintfluth. Das läppische oder überschlaue Alltagsgetute von Preußens unsterblicher Größe wird, bündiger als durch Erinnerung an Spartas Sendung und Hingang, durch sechs Worte widerlegt: Elsaß, Jütland, Oberschlesien, Hannover, Hessen, Rheinland. Hat eins dieser Länder je sich in der Preußenjacke behaglich gefühlt und wähnet Ihr, Flenner und Zeterer, mit zorniger Klage Totes wecken zu können? Das Deutsche Reich kann die Zelle, die es gebar und deren Centrosoma sich theilte, überdauern, wenn es „von allem Trödelkram der Vergangenheit sich entschlossen scheidet“. In diesen Trödel, potsdamer Parteiparade, gehört auch das Zollernhaus. Zu muffiger Schmutz ward in ihm, zu lästerlich freche Lüge ringsum gehäuft, seit der junge den alten Wilhelm in den Rang heilig Großer hob und die vor kühnem Bekenntniß nicht scheue Mutter Vicky, die nach Friedrichs Tod schnell die Frau ihres Obersthofmeisters geworden war, zwang, als untröstliche Witwe im Schaufenster der Nation zu stehen. Selbst Leute, die sich bis in die öffentliche Frage entblöden, was mit der Leiche einer einst, wider die Verfassung, Kaiserin genannten Frau, die noch lebt, ge-

schehen werde, müßten ahnen, daß ihr Gelärm schließlich in schlimme Aussprache nöthigen könne, und nicht länger sich gegen die Amortisation eines Hofes sträuben, wo, neben leidlich Tüchtigen, Faulenzen, Frömmler, Gecken, Kinaeden, Dirnen sich tummeln durften und die erste Eintracht von Vater und Sohn den Beschluß ihrer Fahnenfluchtgemeinschaft entband. Sollen die Zwei, soll Einer von ihnen morgen etwa das Preußenlied anstimmen, das die aus Berlin zurückgezogenen Truppen im März 48 sangen und das dem (in Friedenszeit) aus England heimgekehrten Prinzen von Preußen und „Abgeordneten für Wirsitz“ der harte Landwehrlieutenant Von Bismarck-Schönhausen vorlas?

„Schwarz, Roth und Gold glüht nun im Sonnenlichte,
 Der schwarze Adler sinkt herab, entweicht;
 Hier endet, Zollern, Deines Ruhms Geschichte,
 Hier fiel ein König, aber nicht im Streit.
 Wir sehen nicht mehr gerne
 Nach dem gefallenen Sterne.
 Was Du hier thatest, Fürst, wird Dich gereun;
 So treu wird Keiner wie die Preußen sein.“

Nicht dem tausendmal in Untreue Ertappten. Was heute den Zollernamen trägt, schaffe selbst sich den Werth. Deutschlands Schicksal pocht in der Frage, ob das Neue es neu findet. Daß dem Ideal Kants, Goethes, Lessings, Posas das Jahrhundert gereift ist, daß zunächst wenigstens Europa sich als Einheit empfinden oder der unnützliche, nur, als ein Sitz reizbarer Schwäche, schädliche Wurmfortsatz Eurasiens werden muß, singt uns heute nicht einsam mehr Zarathustras Lied. Nicht ein fest an noch brauchbar Altes knüpfendes Tau soll durchschnitten, nicht Frankreichs noch irgendeines anderen Landes Geist soll vom deutschen besiegt: aus firm Altem und brausend Neuem, aus Fremdem und Eigenem soll bewußte Gemeinschaft des bunt schöpferischen Menschheitwillens, die würdig Sonderwerth und Wesensfarbe ihr Zugehöriger pflegende Internationale der Seele werden. Reißet von Banden freudig Euch los! Noch auf den Trümmern deutscher Militärmacht kann ich nicht bewinseln, daß wörtlich wahr geworden ist, was ich im Januar 1896 hier voraussah: „Gegen einen allerletzten Imperator würdesich ein Völkerbund bilden, dem der Stärkste selbst machtlos unterliegen müßte.“

Noch flimmern Sterne

Mars

„Schon sitzt der König; den jungen, schlanken Generalstabshauptmann mit dem glatten, rothbackigen Jungengesicht hat er zu seiner Linken befohlen. Nun schreitet er mit klar erhobenem Haupt. Das bronzebraune herrische Gesicht mit den tiefblauen Augen ist vor dem Blick der Menschen wie die starkmüthige Sicherheit selbst. Auf den Generalfeldmarschall redet er ein. Erzählt ein paar schlagende Einzelheiten aus den letzten Agentenberichten über den wachsenden Tonnamangel drüben in England. Kraft und Vertrauen sollen die Leute aus seinem Anblick schöpfen; sollen wissen, daß ihr König voll sicheren Glaubens ist. Und wie er so redet, stärkt er sich selbst an seinen farbig malenden Worten. Sieht die Ladedocks der einst blühenden, rastlosen Hafenstädte Englands: verlassen, leer, zu Kinderspielplätzen geworden, Gras zwischen den alten Quadern. Am Ringfinger seiner Rechten flimmert der Brillant mit dem in winzigen Rubinen eingelegten Signum Christi. Diesen tückischen Halunken in London und Paris zum Trotz in

Venus

„Die wenigsten Menschen wissen, daß ich Amerikanerin bin. Meine Kindheiterinnerungen sind eng verknüpft mit dem phantastischen Leben der Rothhäute. Tag und Nacht verbrachte ich, sie als Lehrmeister zur Seite, auf dem Rücken ungesattelter Pferde. Die Siouxindianer in ihrer phantastischen Tracht, die ganz in der Nähe der Farm meiner Eltern ihre Siedlung hatten, waren meine innigsten Freunde. Sie zogen mich wie eine Indianerin an und schoben mir einen Revolver in den Gürtel. Es ist merkwürdig, daß sich meine erste Liebeerinnerung mit den Rothhäuten verknüpft. Ich hatte seit längerer Zeit bemerkt, daß einer unter ihnen, ein junger, schön und edel gebauter Knabe, mich mit seinen feurigen Augen verfolgte. Er war mir sklavisch treu und wie ein Hund ergeben. Schon ganz jung, war ich Mitglied der größten amerikanischen Filmgesellschaft. Es gehörte zu einem sehr interessanten Film, daß ich auf einem Canoe einen zwanzig Meter hohen Wasserfall herunterausen mußte. Ich kann mir vorstellen, daß dieser Anblick recht gefährlich war, be-

einen starken deutschen Frieden schreiten, in dem das Reich dann unter seiner Hand die Wunden heilt und neues, nie gesehenes Blühen findet! Ganz nah sieht er im Rausch des Hoffens die Erfüllung . . . Der König hat in seinem Wohn-Zug gebadet; der Duft des parfümirten Wassers ruht noch in der Luft, mengt sich mit einem bitteren Hauch von Juchten. Auf das kühle Ledersofa liegt der König hingestreckt; zu seinen Füßen, auf dem Teppich zusammengerollt, die kleine, verwöhnte Teckelhündin. Auf den geschliffenen Schalen und Fläschchen des Waschtisches glimmen nur ein paar dünne Lichtpunkte in der Dämmerung. Des Königs Gedanken werden bildhaft und plastisch; spielen um Fragen von Würden und Titeln, von Rängen und Dekorationen, um prunkende Szenen der Ehrung beim großen Ordensfest und der feierlichen Accolade. In der Brust des Königs hämmert das Blut, daß er sein Rauschen hört. Paris! Eine Fluth von wünschender Sehnsucht und vorgeießender Genugthuung drängt in ihm auf. Aber zugleich ist eine dunkle, unklare Abwehr in ihm, sich diesen Lockungen zu geben.

sonders für Jemanden wie den jungen Siouxindianer, der sich so recht ja keine Vorstellung von einer Filmaufnahme machen konnte. Er glaubte, meine Canoefahrt einem Unglück zuschreiben zu müssen. Er wollte mich mit dem Preis seines Lebens retten und sprang mir nach. Die schwierige Aufnahme wäre durch sein selbständiges Eingreifen vollständig vernichtet worden, wäre der Regisseur nicht so geschickt gewesen, dem Indianer in dem Film eine Rolle zuzuertheilen, so daß er weiter mitspielen konnte. Man schob die Rolle eines Verliebten ein, die mein junger Freund mit höchster Bravour spielte, denn er spielte sich und seine Leidenschaft. Nachdem die Filmaufnahme beendet, zog er sich zu seinen Stammesgenossen zurück. Er konnte mich jedoch nicht vergessen. Er verfolgte mich mit Liebesanträgen und zeigte mir in der originellen Art der Indianer seine grenzenlose Verehrung. Anstatt die Federn der erschossenen Adler seinem Kopfschmuck einzuverleiben, wodurch er bei seinen Kameraden ungeheuer an Achtung gewonnen, schenkte er sie mir. Alle seine Bemühungen, mich zu erringen, zeigten sich je

Aberglaube: es nicht berufen! Er sieht auf das Bild der Königin im Silberrahmen. Sieht die dünnen Fältchen und Sorgenmale in dem schlichten Matronengesicht der früh an ihm Vorbeigealterten. Eine Geliebte einst, eine Freundin, eine mütterliche Freundin später. Er denkt an den feindlichen, kalten Widerstand seiner Eltern, die sich nicht durch einen Kronprinzen beeinträchtigt sehen wollen, der, etwa allzu unterrichtet und allzu volksthümlich geworden, hinter ihrem Thronstände. Nichts thut die Mutter, um die Entfremdung zu überbrücken. Scheel und unverhüllt mißgünstig auch vor den Anderen wird der Blick des Vaters in den Jahren, in denen die tückisch fressende Krankheit nach seinem Körper greift und an dem ehrgeizigen, unerfüllten Leben rüttelt . . . Die Zeitungen schiebt er jäh von sich, legt die Brille darüber hin. Gezänk und Gekläff, unwürdig dieser Stunde! Morgen vielleicht schon weggewischt von weltgeschichtlichen That-sachen. Straffaufgerichtetsitz der König jetzt auf seinem Stuhl. Die tiefblauen Augen strahlen und manchmal flattert seine Rechte hoch und unterstreicht mit kühner, bereiter

doch ergebnislos. Da beschloß er, Gewalt anzuwenden und mich zu rauben. Er umzingelte mit seinen Stammesgenossen das Haus meiner Eltern und es wäre zu einer Katastrophe gekommen, wenn ich nicht im Augenblick, als er unser Haus in Brand stecken wollte, erschienen wäre und ihn durch gütiges Zureden beruhigt hätte. Um seinen unerwünschten Zärtlichkeiten zu entgehen, verließ ich die Farm meiner Eltern. Das Schicksal scheint mich jedoch auserkoren zu haben, viele Abenteuer zu erleben. Auf meinen Reisen durch die ganze Welt war es mir immer interessant, die Zuneigung der Männer in den verschiedenen Ländern kennen zu lernen. Das Temperament der Völker zeigt sich natürlich am Deutlichsten in Liebe-Aeußerungen. Als ich eine Zeit lang in Rußland lebte, liebte mich ein Prinz. Wir besuchten zusammen ein großes Fest, und während eine heitere Gesellschaft rund um einen Tisch gruppirt saß, versuchte ein anderer Mann, meine Hand zu berühren. Voll jähler Wuth sprang der Prinz auf und steckte seinen Dolch durch die Hand des Kühnen, sie gleichsam an den Tisch festnagelnd. Diese Brutalität

Geste die starken, bildhaften Sätze. Ein Goldenes Zeitalter für alle fruchtbaren Gedanken, für alles schaffende Kräfte wird erblühen. Aufgaben von ungeahnter Weite warten auf jeden Deutschen. Die Zweihundvierzig-Centimeter-Mörser, die großen U-Boote, die Zeppeline, die Paris-Kanonen: alle Gehirnarbeit und alles Muskelschaffen, die jetzt an diese Werke der Zerstörung gebunden sind, werden mit unerhörtem Antrieb auf den Gebieten der Befreiung des Reiches von allen Nachwirkungen dieser harten Zeit Neuland gewinnen. Das Vielfache der alten Ernten werden uns die Zukunfternten bringen. Künstlichen Stickstoff werden wir in ungeahnten Mengen schaffen: kein Centner Salpeter mehr wird uns über die Grenzen kommen. Milliarden werden wir der Landwirtschaft erhalten! „Auch Das werden wir schaffen!“ . . . Bewegunglos steht der König an der Rampe. Damals die Sommertage vor vier Jahren. Bis an die Grenze der Entwürdigung hat er gezaudert, kein Mittel hat er unversucht gelassen: in Wien, bei Niki und bei Georg. Die unerhörte, aufreibende Spannung jener Tage fühlt er wie

erschreckte mich so sehr, daß ich mich noch am gleichen Abend von dem Prinzen trennte und Rußland verließ. In der Türkei folgte ich der Einladung eines jungen Bey, der ein Schloß auf einer Halbinsel des Bosphorus besaß. Es war mit märchenhafter Pracht ausgestattet und erstrahlte in solchem verschwenderischen Reichthum, wie ich nie wieder etwas Aehnliches gesehen habe. Der junge Bey überhäufte mich mit Geschenken, die von seiner großen Liebe Zeugniß ablegen sollten. Trotz seinem glühenden Werben empfand ich keinerlei Sympathie für ihn. Ich wollte das Schloß verlassen. Er gab mich nicht frei. Ein unglücklicher Zufall verrieth ihm den Ort, an dem ich meine Papiere aufbewahrte, denn der Bey stahl sie, um mir das Passiren der türkischen Grenze unmöglich zu machen. Trotz aller Verehrung, trotz der wunderschönen Pracht, in der ich lebte, fühlte ich mich gefangen. Ich sann auf Flucht. Die Diener waren ihrem Herrn so ergeben, daß es mir unmöglich erschien, gegen seinen Willen die Halbinsel zu verlassen. Dageschah etwas Phantastisches. Ich weinte nachts, auf meinem Balkon stehend.

der, sieht die erregten Szenen, die zwischen Hoffnungen und Aussichtlosigkeiten umher schwankenden Besprechungen draußen im Neuen Palais: den Kriegsminister, den Chef des Generalstabes, den Großadmiral, den Kanzler, der vor ihm steht und Berichte und Depeschen in den stets unerschlässigen Händen hält. Nein, sein Angesicht kann sich frei erheben, er ist rein von Schuld. Die dort drüben sind es, auf denen die Last des Urtheils ruhen wird . . . Jede Minute ist ihm Qual und Folter; bis zur Unerträglichkeit gespannt sind seine Nerven. Aber soldatisch ruhig, sicher, zuversichtlich sollen sie ihn Alle sehen. Unantastbar von Erschütterungen und erhaben über Menschenfurcht und Zweifel soll die Königswürde, als eine von dem Höchsten eingesetzte Kraft, allein im Schutz von Gottes Hand ruhen. Lasten bürdet sie auf die Schultern ihres Trägers: ein Beispiel soll er allen Lauen, ein Halt allen Schwächlichen sein. Nicht an die Sohlen seiner Königswürde dürfen vor ihren Augen Angst und Kleinmuth spülen . . . Vorn an der Rampe steht er und redet miteindringendem Eifer zu dem Sohn. Aber die in-

Ich schluchzte laut. Plötzlich, mein Herzschlag stockte, hörte ich menschliche Laute. Sie kamen näher. Da sah ich einen Körper, behend wie eine Katze, die Mauern des Schlosses heraufklimmen. Ganz vorsichtig, ängstlich Umschau haltend. Die Gestalt näherte sich meinem Balkon. Erst wich ich zurück, dann erkannte ich den jüngsten Diener des Beys, schön wie ein junger Gott. Er war mir schon am ersten Tage aufgefallen. Später erschien er er mir besonders interessant durch seine seltsame Geschichte. Er war der uneheleiche Sohn eines italienischen Grafen, aber von einer Wäscherin des Beys geboren. Der Bey hatte ihm eine gute Erziehung geben lassen, wollte ihm eine würdigere Stellung verschaffen; er bestand jedoch darauf, Diener zu bleiben. Auf dem Balkon angekommen, verneigte sich Achmed tief vor mir und erklärte mir leidenschaftlich, ein Boot liege bereit, in dem er mich über den Bosphorus rudern werde. Dann zeigte er mir geheime Wege des Schlosses, um es ungesehen zu verlassen, die Wenige wie er kannten. Wir bestiegen das Boot und fuhren leise hinüber. Er küßte mir zum Abschied den Saum des Klei-

nere Unrast fiebert unverbergbar aus jeder von den flackernden Gesten seiner Hände, die dunkle Angst, die Qualender Unsicherheit flimmern in seinen Augen. ‚Nun sieh mal zu, mein Junge, daß Ihr die Sache rasch wiederum flott kriegt, was? Und sage nur den Herren der Armee in Maison Rouge, daß ich die Dinge von hier aus vor Augen habe und den Verlauf verfolge‘ ... Schreckhaft fährt er aus bleischwerem Schlaf auf. Da steht er vor ihm, grinst ihn aus den alten, wässrig glotzigen Fischaugen mit böseartig verquollenem Lächeln an: Onkel Bertie. Den Verführerkünsten dieses hinterhältig glatten Lügners war der arme Niki verfallen, der ihn doch bis dahin stets als den Erzintriganten und Unheilstifter von Europa richtig erkannt hatte. Gehaßt hat er mich! Ist es denn nicht das Selbe wie bei meiner Mutter, seiner Schwester, wie bei meinem Vater?! Mißgünstiger Neid und Haß ... Der König spürt bei Denen in Avesnes den Mangel an Takt gegen ihn, den Obersten Kriegsherrn. Als ob er ein Statist wäre, ein Figurant oder ein Zuschauer! Mehr und mehr würgt ihn die Bitterkeit

des. Ich blickte dem jungen Ritter nach, um zu sehen, daß ersich in den Bosphorus stürzte. Ich konnte ihn nicht retten; zu später Nacht war Niemand in der Nähe. Er war einer der wenigen Männer, die in uneigennütziger Weise mir das Leben geopfert haben. Meiner Gesandtschaft gelang es, mir neue Papiere zu verschaffen, so daß ich der Türkei den Rücken kehren konnte. Ich ging nach Wien, um auch da ein seltsames Abenteuer zu bestehen. Damals steckte das Flugzeugwesen noch in den Kinderschuhen. Ich interessierte mich immer für alles Neue und lernte dadurch einen müthigen jungen Aviatiker kennen. Wir verlebten eine heitere Zeit mit einander, in der es ihm gelang, mich zu einem Flug mit ihm zu bestimmen. Das Abenteuerliche reizte mich. Ich stieg mit dem Aviatiker auf, nicht ahnend, daß dieser Flug zu einem Angriff auf meine Freiheit führen sollte. Während das Flugzeug über dem Stephansturm kreiste, warf sich mein Begleiter vor mir auf die Knie und erbat mein Jawort. ‚Giebst Du mir nicht Dein Wort, meine Frau zu werden, stürzt das Flugzeug mit uns Beiden hinunter, dem sicheren Tode ent-

gegen die Beiden in Avesnes. Alle haben immer wieder davor gewarnt, den Beiden allzu große Macht zu geben. Alle haben sich immer gegen diese allzu weit greifenden Pläne gestellt, die Alles aufs Spiel setzten, die das Maß der eigenen Kräfte und Möglichkeiten in allzu kühnem Glauben an den Sieg der guten Sache überschätzten. Und er hatte, nach hartem inneren Widerstreit, am Ende Denen vertraut, bei denen damals der Glatbe, das Vertrauen des ganzen Reiches war: dem Generalfeldmarschall, dem General . . . Auf einem schmalen, flachen Lederkasten hafet sein Blick für einen Herzschlag und gleitet dann mit Bitterkeit und Abwehr weiter: darin ruht, sorgfältig auf Sammet gebettet, sein Feldherrnstab . . . Er denkt: Dieser erbärmliche, schäbige Lügner in Wien, der kleine, in der Furcht vor Rom verkrüppelte Jesuitenzögling! . . . Was war Deutschland, als ich auf den Thron kam, und was ist es dann in den dreißig Jahren unter meiner Hand geworden?! Habe ich das Reich, das auf dem Lorber seiner gewonnenen Kriege ruhen und die neue Zeit versäumen wollte, nicht erst aus seinem zagen

gegen! Ich sah in das von Leidenschaft verzerrte Gesicht, sah den glühenden, fanatischen Blick und wußte, daß dieser Mann Worte tiefster Ueberzeugung sprach. Ich reichte ihm meine Hand und ließ mich von ihm küssen. Mit diesem Kuß in dieser Lage erkaufte ich mein Leben. Unten angekommen, der Gefahr entronnen, gab ich dem Erpresser die Hand: zum Abschied. Wir haben uns nie wiedergesehen, denn als der ‚Bräutigam‘ am Abend zu mir in das Hotel kam, theilte ihm der Portier mit, ich habe vor einer Stunde Wien verlassen. Ich hätte eigentlich vom ‚Fliegen‘ genug haben müssen. Aber es lockte mich immer aufs Neue. So stieg ich in Kopenhagen mit einem sehr bekannten Aviatiker auf. Ich gebe zu, daß es mir große Freude machte, denn wir liebten uns. Unglücklicher Weise hatte mir auch sein Kamerad seine Liebe geschenkt. Als er von unserem Aufstieg erfuhr, erfaßte ihn solch ungebändigte Eifersucht, daß er uns mit seinem Flugzeug verfolgte, um uns durch einen scheinbaren Unglücksfall zum Absturz zu bringen. Mein Freund erkannte jedoch die Gefahr; es

Dämmern und Abseitstehen aufgeweckt und dann auf meinen Wegen friedlich zu einer nie geahnten Macht emporgeführt? Nach meinem Kurs, gegen die Widerstände und den Haß der Zaghafte und der Unbändigen, der Nörgler, der Verbrauchten!.. Würgend schluckt er mit leerer Kehle. Aber sie sollen höchstens, wenn sie schon Etwas aufgeschnappt und erfahren haben, erkennen: auch unter diesem Rückschlag hält es sich königlich und unerschüttert. Der großartige Aufbau der Szene des ‚Sardana pal‘! Das neu erschürfte Wissen unserer Forscher in Leben, Handlung, Bilder umgesetzt und von der Bühne in das Volk getragen. Ein Beispiel, so, wie Wildenbruch ein Beispiel war. Hinreißend, wie nur je, sprudelt sein Vortrag; trägt ihn vom festen Boden seines großen, jeden Augenblick greifbaren Wissens in geniale Phantasien. Seine Hände malen in weiten Gesten. Die blauen Augen leuchten fanatisch aus dem edlen, abgezehrten Gesicht. Verlassen unter diesem Rausch von Worten liegt das Grauen. Bis dann der Rückschlag kommt und es mit einem Male wieder ihm an die Kehle springt,

gelang ihm, unser Flugzeug im letzten Augenblick so zu lenken, daß wir dem tückischen Angriff entrannen. Ein Zweikampf war die nothwendige Folge. Auch hieraus ging mein Freund unbeschädigt hervor. Wir verlebten eine glückliche Zeit mit einander. Viele Männer aller Nationen haben mir von ihrer Liebe gesprochen, mir Treue geschworen. Ich glaube ihren Worten nicht. Ich habe gelernt, Liebeschwüre für ewige, heilige Bande zu halten. Die Liebe ist ein Phantom, sie bedeutet meist nur ein flüchtiges Erlebnis. Liebe scheint mir wie Märchen zu sein, der Stimmung entsprechend, düftig, schnell verflüchtigt. Vielleicht liegt es auch an mir, daß die Liebe sich mir nicht beständig zeigt. Darum habe ich meine ganze Leidenschaft der Kunst geschenkt. Ich lebe nur noch der Kunst, gebe ihr das Beste meiner Gedanken und Empfindungen. Ich hoffe, daß sie meine Treue mit Gleichem vergilt und sich mir beständiger zeigt, als die Männer dieser ganzen Erde zu thun gewillt sind. Ich schreibe alle meine Filme selbst, und da ich eine begeisterte Sportfreundin bin, verbringe ich unendlich viel Zeit mit

das Wort im Munde würgt. Und er fährt zur Truppe. Zu Below wieder. Starrt durch Stunden in den Kampfraum vor Reims; und weiß dabei: Das hat doch jeden Sinn verloren ... Der König klammert seine Hände fester um den grau bezogenen Helm. Er denkt, inbrünstig, aufgerührt und hingegeben: Herr, was habe ich gethan, daß Du mich so hart züchtigst?! ... Da vorn an der Spitze der Truppe stehen und mit ihr fallen. Vor ihnen, Allen, bei einem Sturm, einem Gegenstoß. An Trompetenklang und an große Reiterangriffe bei versunkenen Manövern muß er denken, an Waffenlärm, an eine Szene einer ganz bestimmten Vorstellung im Schauspielhaus: Matkovsky war der Max Piccolomini. So untergehen und dann für alle Ewigkeit und Nachwelt und Geschichte das Epitaph: Als Held für Deutschlands heilige und gerechte Sache ist auch er gestorben, der deutsche König! Wie im Rausch ist er. Bleiben, kämpfen! Vor einer Division. Nein: mitten in der Truppe, im Regiment, im Bataillon. Aber da ist nichts von diesem weithin sichtbaren Heroenthum der Vergangenheit; und er denkt: Vielleicht auch, daß

mannichfachen Sportausübungen. Vor Allem liebe ich das Reiten. Es ist die Passion meiner Kindheit. Ich habe große Strecken aller Erdtheile auf Pferdes Rücken durchquert und glaube, daß kein Sport mit ihm verglichen werden kann. Neben den Pferden, von denen mir die jungen und rassigsten die liebsten sind, steht mir der Autosport am Nächsten. Meine größte und reinste Erholung besteht darin, meine Reisen im Auto zu machen, das ich selbst lenke. Es ist wundervoll, zwanglos durch die Welt zu jagen. Man sieht zahllose Schönheiten, die dem Reisenden im Eisenbahnzug verschlossen bleiben. Aber Das ist es wohl nicht allein, das den Reiz der Autofahrten ausmacht. Das Herrschergefühl, das mich erfüllt, wenn ich das Steuer lenke, ist unermesslich groß. Genau so, wie ich es liebe, mein Fahrzeug selbst zu lenken, so will ich das Steuer meines Lebensschiffes nicht aus der Hand geben. Nur mit Energie kann man im Leben und in der Kunst sein Ziel erreichen. Als ich meine erste große Liebe Enttäuschung erlitt, glaubte ich, nicht weiter leben zu können. Später

man dann gar nicht gefunden wird, für alle Zeit verschüttet irgendwo in diesem Grauen modert. Der Glanz in seinen Augen lischt. . . Spät abends kommt der Generalstabsoffizier zurück nach Bosmont. Abgehetzt, bleich, erregt. Vortrag? Nur einen Blick wirft der König auf das gequälte Jungengesicht; und weiß, was Der ihm bringt. ‚Nein, heute nicht mehr: morgen früh‘ . . . Mit festem Schritt, den Kopf in das Genick gelegt, passirt er die Krieger. Der Ortskommandant raunt: ‚Forsch sieht Seine Majestät aus und richtig wie ein König‘ . . .“

(Rosner: „Der König“; Cotta.)

studirte ich die Grabschrift einer ägyptischen Prinzessin, um ihre berühmten Toilettengeheimnisse aufzudecken. Ich liebe die Gefahren der Jagd. Auf dem Gut eines spanischen Granden ritt ich einen jungen andalusischen Schimmel von unbändiger Wildheit ein. Ich habe mich lange und voll Hingabe in die Seele Mona Lisas vertieft, um ihren Gefühlsausdruck wiedergeben zu können. Auch das Leben einer Malaienfrau lernte ich kennen. Ich verbringe in jedem Jahr vier Wochen völliger Zurückgezogenheit in einem italischen Frauenkloster.“

(Fern Andra: „Ich“; Kinoalbum.)

Nur das zweite der im Grundton einander ähnlichen Bücher ist ganz ernst gemeint; nur das der Venus geweihte (Volltitel: „Was ich über mich zu sagen weiß“) kann ganz ernst gemeint sein. Ihr zweifelt? Kennet Schwärme, die das weithin verbreitete Buch des Herrn Rosner in Fridolinsandacht lasen, und berufet Euch auf die Thatsache, daß dieser Zeitgenosse im letzten Kriegsesemester alltäglich um Wilhelm war und Anhimmelungfuder schon im entschertem Lokalanzeiger himmelan häufte? Der flinke Parodist byzantischer Aftermieter lacht Euch derb aus. Wißt Ihr denn nicht, daß er in Cottas Verlagshaus angestellt ist? Dessen Inhaber müßte (mindestens) Cohn, nicht Kröner, heißen, wenn Teutsche ihm den schmierigen Kniff zutrauen dürften, für Bismarcks Dritten Band, „des großen Kanzlers Vermächtniß an sein Volk“ (so nennt ers) gegen Wilhelm zu kämpfen und zugleich ein Wilhelm verengendes, Bismarck in jämmerliche Lüge einsudelndes Buch zu verschleifen. Diese Lüge stinkt bis auf die Gipfelbehauptung, aus Wuth über seine Entlassung habe Bismarck „Verhandlungen des Grafen Schu-

walow über eine Verlängerung unseres ablaufenden Rückversicherungsvertrages mit Rußland versacken lassen“. Des Vertrages, dessen Erneuerung Wilhelm verbot, weil der breitstämmig dumpfe Zar über das Kaiserlein Springinsfeld, das von ihm sogar den Adjutantenrock erbettelte und nie abzuschütteln war, im Ton verächtlichen Spottes gesprochen hatte. Mit allen Brillanten, die, je nach Bedarf rechts oder links, seine Feder erschrieb, hat der Urschmock nicht die Firma des Klassiker-Cotta zu kaufen vermocht. Eure Nase ist, liebe Leute, verschleimt: sonst hätte sie nach zehn Seiten die Parodie gerochen. In den Maschen Eures Hirngewebes steht Wasser: sonst hätte es erkannt, daß Carolus Maximus Rosner für seinen feldgrauen Divus nicht, wie für sich die vielgeliebte Flimmerdiva, Bewunderung, sondern Gelächter ernten will. Die Eltern, der Onkelscheel von Haß und Neid auf das werdende Weltwunder. Der Kanzler ein eitler, im Verkalken Bosheit ausschwitzender Wicht. Nikolai ein armes Bübchen und Karl von Habsburg ein schäbiger Lügner. Deutschlands Erweckung in Macht und Herrlichkeit das Werk Wilhelms des Zweiten. Der zieht, „schmählich überfallen“ (weißte?), mit einer Narrenmenagerie ins Feld. (Max Egon Fürstenberg und der Ewige Plessen versagten Carolo wohl die schuldige Reverenz: und haben drum nun „nisch zu lachen“. Ins Feld: Das heißt hier: nach Pleß, Kreuznach, Charleville, Spa, in den Wohn-Luxuszug. Mit allem Dienertroß, Silbergeschirr, Toilettegeräth haust der Allerhöchste Kriegsherr hinter der Front. Nimmt täglich ein so stark parfümirtes Bad, daß noch im Nebenzimmer die Luft danach duftet. Trägt Brillanten, Rubinen, Armband zu Schau. Will aus dem Mund eines rothbackigen Knaben die Berichte des Feldherrn hören. (Daß er sich, sogar von seinem Bruder, von Greisen, von Frauen, die Hand küssen läßt und im Kreis der Philiner „das Liebchen“ heißt, pfeift Cottas Spottdrossel nicht; steht aber in der Krankengeschichte, auf die nun eine haltbare Diagnose zu bauen ist.) Die Mutter seiner Kinder nennt er seine mütterliche Freundin. Schilt, hinter dessen Rücken, den unter dem Gewicht ungeheurer Schlachtverantwortlichkeit keuchenden Feldherrn, weil der Taktlose Allerhöchststimm nicht rasch genug Nachricht sende. Legt sich aber, wenn ihn schlechte anstarrt, ins Bett und stammelt:

„Morgen früh!“ Kriegsherr; mit Magyarenaxt am schwarzen Stock und Marschallsstab im Sammetkasten. Wie eine aus süßem Wahnaufgescheuchte Altjungferschlottert er im Herbstwind der Worte, die der längst ernüchterte Sohn spricht. In Deutschlands schwärzester Schicksalsstunde schnuppert er an der Theatervorstellung, wie Matkowsky als Pappeneimeroberst zu fallen; aber nur, wenn bis in späte Nachwelt anerkannt wird und zwölf edle Jünglinge, Schloßabzug vom Backbord der „Hohenzollern“, seine Leiche tragen. Sonst lieber nicht Leiche; lieber Doorn als den Dornenweg nach Golgatha. Und sieht sich doch, überall, immer, als Heiland, ohne Schuld und Fehl, erhaben in hehrer Weisheit thronen und wird nur, wenn „Dresche“ droht, um seine Gottähnlichkeit bang. Jeder Zoll eine ins Mannsbild verkleidete Hysterica. Ihr merktets nicht! Wer das Paar Filmhelm und Fern für den Wildwesten chartert, weidet in Sternenstunde.

Alles ist wieder gut

Ein anderes Paar aus deutscher Gegenwart. General Maercker erzählt in einer Schrift, die unsere Kommunisten wohl zu Massenfütterung ausschlachten werden, wie, vor zwei Jahren, die „Volksbeauftragten“ Ebert und Noske ihn in seinem zossener Lager besuchten. Die kamen aus dem lieb-knechtisch-luxemburgischen Berlin: und sahen staunend nun „richtige Soldaten in strammer Haltung und mit Klingendem Spiel anrücken“. Staunend? In eines Wonnebrandes ekstatische Seligkeit verzückt. Denn zu dem Kleinen bückt der Große sich nieder, Justaf klopft tätschelnd Fritzens Schulter und spricht: „Nu sei Du man ruhig; bald wird Alles wieder gut.“ Der steife General hörts; und unter dem Groll seines Busens grünt frische Hoffnung. Zwei Proletarierführer, deren Lippe gestern von Bannflüchen wider „das Säbelregiment“ troff und vor acht Wochen die sozialistische Republik „ausrief“, in frommer Ehrfurcht, in mühsam verhaltenem Jubel vor richtigen strammen Soldaten mit blechernem Klingenspiel. „Nu sei Du man ruhig; bald wird Alles wieder gut.“ Kein Demagoge der Weltsatire, von Aristophanes über Shakespeares Jack Cade bis zu Renans allzu zeitgemäßem Caliban, kein Vansen, Steensgard, Rabages darf wagen, sich neben Diese

zu stellen, die Daumiers verwegenste Typen überwuchsen. Da sie Wilhelms Erbe antraten, mußte Alles bald wieder gut werden. Ists nicht? Der Herr, der in Zossen noch noskischen Maerckertrostes bedurfte, thront nun hinter dem Ehrent Teppich in Sportschaulogen, läßt, wie einst abgeschaltetes Bier, jetzt Strikeverbote unter seiner Pression aufschäumen, verleiht Orden, adelt, mahnt das Heer zu Wahrung alter Tradition, setzt Marksteine, wärmt die Seelen der Nationalisten und Sklarzozialisten und wird von den selben Schwatzstrebern umwedelt und beleckt, die, ohne Amtsanspruch, sogar ohne Praeputium, aus dem Hofpfehl hohe Adlerorden zu angeln vermochten und nun, als Vertikalgliederer und, versteht sich, eingetragene Demokraten, das horizontale Handwerk weiter treiben. Dieser Erlauchte waltet über einem Reichskabinet, dessen Säulen die Republik das schlechte Nothpflaster, der abscheuliche Knüppeldamm auf dem „Boden der gegebenen Thatsachen“ ist; über Monarchisten, die jetzt schon bis in unverschämte Verherrlichung des nach einem Tänzchen vom Teufel geholten Bethmann entschüchert sind. Weil Emile Ollivier sein Land in einen vermeidbaren Krieg führte, der nicht unrühmlich verloren wurde, und an der Unheilsschwelle ein dumm prahlendes, doch nicht nach außen schädliches Wort sprach, mußte er vierzig Jahre lang sich in Acht und finstere Einsamkeit ducken. Theobald Bethmann-Hollweg war nicht nur, wie, nach Bismarcks Urtheil, Moritz, „ein kleines Herz mit verletzter Eitelkeit und äußerlich flacher Ambition als tiefsten Motiven“: war, als Politiker (sorgsame Hausväter sind auch die Scheilocks), ein ruchloser Verbrecher. Durchaus nicht dumm noch gar weltfremd; im Persönlichsten höchst „gerissen“ und ohne die Skrupel, die noch den hart gesottenen Roßkamm manchmal beschleichen. Aus Holsteins täglichen Berichten weiß ich (und das fast unfehlbar treue Gedächtniß des Fürsten Bülow muß es bestätigen), daß in der Kaiserkrise von 1908, als die zu Abschüttelung des Reichszerrütters günstigste Gelegenheit versäumt wurde, Staatssekretär Bethmann den Kanzler eifernd gegen den durch die Daily-Interview Entlarvten aufputschte; danach hat der in den Talar eines Philosophen gewickelte Mucker fromm die Hände gefaltet, vor allen Königischen

bestöhnt, daß „dieser frivole Bülow den edlen Kaiser schutzlos am Pranger stehen ließ“, und mit den erbärmlichsten Mitteln den Fürsten, dem er die Nachfolge ins Kanzleramt zu danken hatte und der in Personalem stets Gentleman blieb, Jahre lang befehdet, bis nach Wien und Rom verdächtigt. Die Herren Lindequist, Wermuth, Wolf-Metternich, Tirpitz, Bernstorff spürten die hämische Tücke Theobalds, von dem selbst der laublütige Ernst Bassermann nur mit verächtlichem Ekel sprach und schrieb und der in das zweitwichtigste Reichsamt nur Schwächlinge oder Entgleiste einließ, die „unter keinen Umständen je Kanzler werden konnten.“ Das war, sammt seiner innen und außen spottschlechten Politik, nur Vorspiel. Mit Nikolais und Greys Depeschen, die fast flehentlich Friedenswahrung erstrebten, mit Schoens Berichten, die Frankreichs bebende Kriegscheu so klar erwiesen, daß es durch die tolle Abforderung von Toul und Verdun in Kampf und Geiselpflicht gepeitscht werden sollte, in der Hand hat dieser fünfte Kanzler die erstunkene Mär von Verschwörung und Ueberfall in Umlauf gesetzt; einen von Preußen in London erwirkten Bürgerschaftsvertrag vor dem Ohr der Welt „einen Fetzen Papier“ genannt; die schuldlos blutenden Opfer seines Vertragsbruches mit gestohlenen, dann frech gefälschten Urkunden als Mitschuldige angeschwärzt; von der bewußten Verwirrung Szögyenyis bis zu Verleumdung Ballins und Ludendorffs Hochgebirge der Lüge und Fälschung geschichtet. Diesen Erzverbrecher, der Deutschland in einen Abgrund von Leid und Schmach gezerzt har, preist, nach bewährten Racherufern, Herr Simons als in Ewigkeit deutschen Dankes Würdigen. Solche Regierung ist dem Schloßherrs von Doorn solidarisch; braucht das „scharfe Schwert“ und neben der Reichswehr, die Polizeitruppe sein soll, doch fast nur aus Unter- und Oberoffizieren besteht, ein Gewimmel Vermummter. Die Westwelt will ihren Laden ausverkaufen und Kasse machen; wird allzu bald aber zeigen, daß sie die schöne Maske der Republik durchschaut, die solche Geschäftsführer duldet. Alles ist wieder gut. Und ein Tropf oder Schufft, wer mit der Finte von einem neuen Deutschland jetzt noch die Welt zu foppen versucht.

Zur mündelsicheren Anlage

biete ich die von mir fest übernommene

4 $\frac{1}{2}$ % Anleihe des Bremischen Staats v. 1919

zum Vorzugskurse von **98 $\frac{3}{4}$ %** an. Zinslauf **April-Oktober**. Sichergestellt durch Gesamtvermögen und Steuerkraft Bremens. Erhältlich in Abschnitten von **M. 10000 M. 5000 M. 3000 M. 2000** Sofort in endgültigen Stücken lieferbar. Tilgung mit **1 $\frac{1}{2}$ %** zuzüglich ersparter Zinsen vom Jahre 1930 ab. An den **Berliner** und **Bremer Börsen** bereits offiziell notiert. Sonderbedingungen für Banken, Bankiers, Sparkassen, Kreditgenossenschaften usw.

Otto Markiewicz

Bankgeschäft für Kommunal- und Staatsanleihen
Berlin NW. 7, Unter den Linden 77

Telegr.: Siegmarius. Fernspr.: Zentrum 925, 9153, 9154, 5088

Bankhaus

Rosenbaum & Wolf

Telephon: Hansa 1735
1736, 1737, 1738

Hamburg

Telephon: Hansa 1735
1736, 1737, 1738

An- und Verkauf von:

**Wertpapieren
und Devisen**

auch per Termine

zu günstigsten
Bedingungen



Keine Postkarten, sondern nur künstlerische **Aktphotographie**. Man verlange Probestud. Postfach 2. Hamburg 31.

Verein für Zellstoff-Industrie, Aktiengesellschaft in Berlin.

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten, bei uns erhältlichen Prospektes sind

nom. M. 5400 000. — neue, auf den Inhaber lautende Aktien zu je M. 1000. —
Nr. 2601—8000

des
Verein für Zellstoff-Industrie, Aktiengesellschaft in Berlin
zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen.
Berlin, im Dezember 1920.

Gebr. Arnhold, Dresden
Berliner Bureau.

Arons & Walter.

Schiffahrts-Aktien
Kolonialwerte, Städte- und Staatsanleihen, ausländische Kupons
E. CALMANN, HAMBURG

Die auf **10%** festgesetzte Dividende gelangt **sofort** mit **M. 100.—** pro Dividendenschein bei der **Deutschen Bank**, bei der **Dresdner Bank** und bei dem Bankhause **A. Falkenburger** in **Berlin** zur Auszahlung.

Max Hasse & Comp. Aktiengesellschaft.

Der Vorstand:
Hans Hasse. Kolb. G. Stange.

Yohimbinsecithin

Auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebautes
Kräftigungsmittel.

30	60	120 Port.	für Frauen	50	100	200 Port.
21	60	39.60	72 M.	30	56.40	108 M.

Verlangen Sie Gratisbroschüre.

Versand durch Apotheker **Maaß, Hannover Z.**

Kaiserhof Elberfeld Haus ersten Ranges
gegenüber dem Hauptbahnhof ::

ZuRxuRxuRxu! Wie Sie Ihren Zucker los und wieder arbeitsfähig werden, teile ich unentgeltlich jedem Zuckerkranken mit.
Fr. Löw, Walldorf L 336 b. Frankfurt a. M.

Barmer Bankverein

gegründet
— 1867 —

Hinsberg, Fischer & Comp.

gegründet
— 1867 —

Hauptsitz in Barmen.

Niederlassungen in: Aachen, Ahlen i. W., Altena i. W., Andernach, Aurich, Barmen - Rittershausen, Bentheim, Betzdorf, Bielefeld, Bocholt, Bochum, Bonn, Borkum, Brühl, Bünde, Burgsteinfurt, Castrop, Cleve, Coblenz, Cöln, Coesfeld, Orefeld, Dortmund, Dülmen, Düsseldorf, Duisburg, Emden, Emsdetten, Essen, Gevelsberg, M.-Gladbach, Greven, Gronau, Gütersloh, Gummersbach, Hagen, Halver, Hamm, Haspe, Herford, Herzogenrath, Hilden, Hoerde, Hohenlimburg, Iserlohn, Juist, Kohlscheid, Langenberg, Leer, Lennep, Lüdenscheid, Lüneburg, Mainz, Menden, Mettmann, Milspe-Voerde, Mülheim a. Rh., Münster, Neveges, Norden, Nordorney, Ohligs, Opladen, Osnabrück, Papenburg, Remscheid, Heydt, Siegburg, Siegen, Soest, Solingen, Schalkemühle, Schwein, Schwerte, Steele, Stolberg, Uerdingen, Unna, Velbert, Viersen, Warendorf, Wermelskirchen, Wipperfrath, Wülfrath, Würselen. — K o m m a n d i t e n: von der Heydt-Kersten & Söhne, Elberfeld, Barmen-U. Cronenberg, Vohwinkel, S. & H. Goldschmidt, Frankfurt a. M. Agenten für Holland: von der Heydt-Kersten's Bank, Amsterdam, Keizersgracht 522.

Kapital: M. 150 000 000.— / Rücklagen: M. 35 000 000.—

Vermittlung aller bankmäßigen Geschäfte. Vermögensverwaltung — Steuerberatung.

An- und Verkauf von Devisen und Valuten auf sofortige
Lieferung und Termin. Kurssicherungsstratten.

Für die Bank- und Handelswelt

ist

„Die Zukunft“

das

Insertions-Organ

Preis-Offerten und Entwürfe unverbindlich durch die

Anzeigenverwaltung der „Zukunft“

Verlag Alfred Weiner, Berlin W8, Leipziger Straße 39.

Insertaten-Annahme für „Die Zukunft“ durch die **Anzeigenverwaltung** Berlin W8, Leipziger Str. 39. Fernspr. Nr. 762 u. 10647
die **Verlag Alfred Weiner** — sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen —
Insertionspreis für die 1spaltige mm-Zeile Mk. 2.—, auf Vorzugsseiten Mk. 3.—.

AEG

**Elektro-Heiz-
und
Koch-Apparate**

Abt. Elektrobeheizung



Bankhaus Fritz Emil Schüler DÜSSELDORF

Kaiserstraße 44, am Hofgarten

Fernsprech-Anschlüsse: Nr. 8664, 8665, 5979, 5403
für Stadtgespräche, Nr. 7352, 7353, 7354, 16295, 16384,
16385, 16386, 16452, 16453 für Ferngespräche

Telegramm-Adresse:
„Effektenschüler“

Kohlen-, Kali-, Erzkuxe
Unnotierte Aktien und Obligationen
Ausländ. Zahlungsmittel. Akkreditive
Ausführliche Kursberichte